

Stil und Sprache in Heinrich Pestalozzis Erzählung

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **12 (1956)**

Heft 6

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bald 20 000 beträgt. Eine wissenschaftliche, langsam voranschreitende Ausgabe und eine Serie billiger Liederheftchen besorgen die Veröffentlichung des gesammelten Materials; seit 1928 faßt das „Jahrbuch für Volksliedforschung“ alle wichtigen Erkenntnisse und Nachrichten zusammen. Universitätsprofessor Dr. Erich Seemann, Freiburg, leitet heute das großartige wissenschaftliche Unternehmen. R. R.

Stil und Sprache in Heinrich Pestalozzis Erzählung

Pestalozzi ist kein behaglicher, sondern ein knapper, allzu knapper Erzähler. Dafür aber hat er eine Bestimmtheit und Ungeschminktheit des Ausdrucks, die ohne prüde Umschreibung überall das rechte Wort findet. Seine Sprache ist so ehrlich wie er selber in seinem ganzen Wesen. So wenig er in seine Gesellschaft paßte, so wenig paßt seine Dorfgeschichte unter die Kunstpoesie. Wer aber Kraft und Ehrlichkeit höher schätzt als ästhetischen Schliff, findet in Pestalozzis Sprache ähnlich wie in Gotthelfs eine wahre Erfrischung. Gewiß ist es nicht sehr „ästhetisch“, die Großbauern beständig Dickbäuche zu nennen; das Wort ersetzt aber eine ausführliche Schilderung und läßt in seinem Spottcharakter zugleich Pestalozzis eigene Parteistellung durchblicken. Worte wie Sauordnung, abgessoffen, Loch für Grab, die sogar der Junker in den Mund nimmt, könnten leicht durch feinere ersetzt werden; aber man mache einmal die Probe der Verfeinerung und sehe dann, wie viel die Reden an Gegenständlichkeit und Lebenswahrheit verlieren. Damit ist nicht gesagt, daß Kraft und Ehrlichkeit vorzüglich in groben Ausdrücken liegen; vielmehr sind diese falsch angewendet, wenn nicht die ganze Satzgestaltung, die Eindeutigkeit der Worte, die Eindringlichkeit der Anrede und nicht zuletzt der ganze Gedankengang sich mit ihnen zu dem frischen Eindruck der volksmäßigen Redeweise vereinigen. Hier mag auch erwähnt werden, wie Pestalozzi durch gelungene Namenerfindung dem Mangel an feinerer Charakteristik zu Hilfe kommt. Es sind da zu nennen der alte Pfarrer Flieginhimmel, der Doktor Treufaug; dann Jakob Christoph Friedrich Hartkopf, der Ehegaumer und Stillständler von Bonnal; seine Genossen Kriecher und Speckmolch und andere.

Wie und wo hat Pestalozzi seine Sprache gebildet? In seiner Einsamkeit scheint er recht wenig gelesen zu haben; weder Pädagogik noch Philosophie noch Poesie zogen ihn an. Seinen eigenen Angaben dar-

über darf man wohl trauen, weil sie sich an seinen Werken erweisen: Alle fremden Einflüsse stammen aus seiner Jugendzeit, auf dem Neuhof hat er sich aus sich selber und aus der Lebenserfahrung herausgebildet. Und hauptsächlich für seine Erzählung schöpfte er aus der Volkssprache, in der er allerdings mehr fand, als was Poeten und Kritiker ihm geben konnten. Denn in der Volkssprache lebt eine Unmittelbarkeit, eine Gegenstandsfreude und Bilderlust, an der die Schriftsprache sich immer wieder erneuern muß, wenn sie selbst lebendig bleiben will. Pestalozzi läßt seine Menschen halb schriftdeutsch, halb in Mundart reden, denn nur die Worte sind übersezt, während die Satzbildung mundartlich und der Gedankengang immer im Anschauungskreis des Volkes bleibt. Wo Pestalozzi erzählt, denkt er schriftdeutsch, wo er aber die Leute aus dem Volk reden läßt, zeigt er, wie vollständig er selbst im Volke aufgegangen ist. Man lese zum Beispiel die Gespräche der Gertrud mit der Meyerin, die sie dem Ruedi zur Frau geben will, um zu erfahren, wie diplomatisch zwei Bauernweiber sich ausdrücken können, oder die Verhandlungen des Bogtes mit seinen Spießgesellen! So redet man auf dem Lande, so knapp, so anspielungsreich, so bildlich, so fein bei aller Roheit, so witzig bei aller Schwerfälligkeit. Mancher Gedanke erfordert in seiner Umständlichkeit einen Satz, wo die Schriftsprache mit einem Wort auskommt, aber auch manches Wort, in der richtigen Betonung verwendet, erspart einen Satz. Nicht im Gedankeninhalt liegt der Reiz solcher Gespräche, sondern in den feinen Schwingungen des Witzes, in der merkwürdigen Mischung von Geistesfreiheit und Gebundenheit an die Natur, in dem ganzen unbeschreiblichen Duft, der eben nur der ländlichen Volkssprache eigen ist. Hat Pestalozzi diesen Schatz auch nicht ganz zu heben vermocht, so hat er doch seiner Zeit weit mehr davon geschenkt als irgend ein anderer.

(Dem eben erschienenen Buch „Paul Haller, Gesammelte Werke“ entnommen, in dem neben dem dichterischen Werk Paul Hallers auch die wichtigsten Stellen aus seiner Dissertation über „Pestalozzis Dichtung“ wiedergegeben sind. Vgl. die Buchbesprechung in diesem Heft auf S.188.)